

# Volks-Zeitung

## Zahlungsbefehle der Kirche - Krisenstimmung in Paris - Bayern-Held in Berlin - Bad abgebrannt

**Ammoniak-Explosion in der Friedrichstrasse**



Die Feuerwehr begibt sich mit Gasmasken an die Unglücksstätte

B. Z. V.

**Bediene dich selbst!**



Berlin hat in der oberen Friedrichstrasse wieder ein Automatenrestaurant bekommen

Kraftan

**Vom Bahnhof zum Riesen-Variété**



Der Umbau des Ostbahnhofes in das Theater „Plaza“ ist vollendet

Donath

**Spielzeugmannequins in Paris**



Ein Warenhaus hat Kinder angestellt, die ihren Altersgenossen Spielsachen vorführen

Kraftan

# Poincaré hat wieder Rücktrittspläne

## Differenzen mit dem Finanzminister Chéron — Die unglückliche Elsass-Politik als neue Gefahr

PARIS, 28. Dezember.

Meinungsverschiedenheiten zwischen Poincaré und dem Finanzminister Chéron haben wieder eine Krisenstimmung geschaffen. Marcel Hutin, der als journalistischer Vertrauensmann Poincarés gilt, kündigt im „Echo de Paris“ an, dass Poincaré am 2. Januar zurücktreten werde. Es ist aber wahrscheinlich, dass es anders kommen wird, und dass dieses Mal noch ein Kompromiss die Krise löst.

Die Gründe für die Differenz im Kabinett sind die beiden Kammerbeschlüsse über die Erhöhung der Diäten und über das Verbot für die Deputierten, gutbezahlte Posten in Aufsichtsräten und ähnlichen mit der politischen Verantwortlichkeit unvereinbare Posten anzunehmen. Die Erhöhung der Diäten wurde mit der später noch bestrittenen Mehrheit von einer Stimme votiert. Der gutgemeinte, aber etwas übereilt formulierte Beschluss, der die Moral der Volkvertreter vor finanziellen Verlockungen schützen soll, kann in seiner jetzigen Fassung zu der Konsequenz führen, dass auch Deputierte und Senatoren, die gleichzeitig Advokaten sind, in ihren Berufspflichten gestört werden müssten. Einige Heißeisporne sollen die Absicht gehabt haben, die Nutzanwendung dieses Integritätsgesetzes sogar für den Advokaten Poincaré zu verlangen.

Poincaré ist über die Art, in der beide Gesetzesvorschläge votiert worden sind, sehr verstimmt gewesen. Im Prinzip ist Poincaré weder gegen eine den Verhältnissen entsprechende Erhöhung der Diäten noch gegen den Schutz der parlamentarischen Unabhängigkeit. Er glaubt aber, dass über die erste Frage das Parlament in einer politisch ruhigeren Zeit beraten möge und er wünsche die Formulierung der Bestimmungen über die parlamentarische Unabhängigkeit klar zu fassen. Die anderen Minister waren aber der Meinung, dass die Regierung der Stimmung in der Kammer Rechnung tragen müsse. Poincaré ver-

stärkte im letzten Ministerrat, aber er gab schließlich nach, und der Finanzminister Chéron konnte im Auftrage der Regierung seinen neuen Gesetzestext im Senat verteidigen.

Gestern Abend, während im Senat das Budget des Finanzministers beraten wurde, sah man Ueberraschung, dass der Ministerpräsident mit den beiden Senatoren Fernand Faure und Carnel sprach, die den Antrag einbringen wollten, die beiden Gesetzesvorschläge aus der Budgetberatung abzutrennen. In einem der Sitzungszimmer sah man Poincaré, Briand, Barthou und Marraud nebeneinander auf einer Bank sitzen und lebhaft diskutieren. Dann erschien gegen Ende der Sitzung der Minister Chéron, der sofort von dem Ministerpräsidenten in einen Nebenraum geführt wurde. Nach mehr als halbtägiger Beratung verliess Poincaré sehr eilig den Senat, ohne auf irgendeine Frage Antwort zu geben.

Inzwischen hatten sich die Minister Painlevé, Tardieu, Queuille, Forquet, Loucheur und Maginot eingefunden. Die ganze Regierung war beisammen. Unruhig warteten die Parlamentsberichterstatter auf das Ergebnis dieses ungewöhnlichen Ministerrats. Dann kam Chéron mit seinem bekannten Lächeln und kündigte an, alles sei wieder in Ordnung. Er würde eine neue, kleine Veränderung der Diätenerhöhung vorschlagen, 1250 Francs im Monat, und die Regierung würde für diese Forderung nicht die Vertrauensfrage stellen. Jeder Minister könne also abstimmen, wie er wollte.

Im Senat besiedelt die Ansicht, dass der Antrag der Senatoren Faure und Carnel auf Abtrennung der beiden Gesetzesvorschläge angenommen und dass auch die Diskussion vermieiden werden wird. Unter keinen Umständen wünscht der Senat eine Regierungskrise, denn gerade jetzt dürfte der Ministerpräsident Poincaré über die Reparationsregelung wachen soll, die Regierung nicht verlassen.

In der Kammer, wo die Opposition der Linken stärker wird, ist die Stimmung etwas anders. Auch im Palais Bourbon ver-

wirt man den Gedanken, die Regierung schon jetzt zu stürzen. Poincaré selbst, der die Unsicherheit und Unpopularität der jetzigen Regierungskombination fühlt, würde vielleicht gern eine Gelegenheit zum Rücktritt benutzen, die seine prinzipiellen Forderungen in den grossen politischen Fragen nicht berührt. Er könnte noch einmal mit verstärkter persönlicher Autorität zurückkehren. Es kommt aber noch ein anderer Grund der Verstimmung hinzu, von dem vorläufig in den Zeitungen in Andeutungen gesprochen wird.

Die Politik der Regierung im Elsass hat durch das Attentat gegen den Ankläger von Kolmar einen Stoss erhalten, der sich vorläufig erst in unterirdischen Erschütterungen bemerkbar macht.

Die Presse verkündet laut, dass mit aller Energie gegen die Autonomisten und gegen die Hetze des klassischen Klavus vorgegangen werden müsse. Die Volkstimmung aber empfindet nur, dass die Verwirrung in den wiedergewonnenen Provinzen durch die zwiespältige Politik der letzten Jahre gefährlich angewachsen ist, und dass eine neue politische Einstellung dringender notwendig wird. Diese Stimmung wird, wenn sie mit anderen Beschwerden zusammenschliesst, einmal stärker werden, als die Regierung der nationalen Einigkeit, die in ihrer neuen Gestalt heute bereits nur noch eine Kulisse ist.

Vorläufig hält der Zwang, die Abstimmung über das Budget vor dem 1. Januar herbeizuführen, alle ersten Angriffe zurück. Nach dem 1. Januar wird die Situation anders werden. Es ist eine seltsame Fügung, dass Poincaré heute bereits Gegner auf der Rechten und der Linken des Parlaments hat. Die ersten Wochen des nächsten Jahres müssen zeigen, ob er noch einmal Sieger bleiben wird.

Nach dem heutigen Vormittagskabinett erklärte Finanzminister Chéron, dass alles sich wieder einrichten würde.

## Fremdenfeindliche Forderungen der Aufständischen an Amanullah

LONDON, 28. Dezember.

Die aufständischen Schiwaris sollen folgende drei Forderungen an König Amanullah überreicht haben:

1. Dass es keiner ausländischen Gesandtschaft länger gestattet werde, in Afghanistan zu bleiben.
  2. Dass keine afghanischen Studenten in Zukunft ausländische Hochschulen besuchen dürften.
  3. Dass 15 afghanische Mädchen, die zur Vollendung ihrer Erziehung nach der Türkei gesandt wurden, sofort zurückberufen werden.
- Die indische Regierung will, sobald die Witterungsverhältnisse es ermöglichen, auch die noch in Kabul verbliebenen ausländischen Frauen und Kinder nach Peschawar in Sicherheit bringen.
- Nach Meldungen aus afghanischer Quelle sollen die Aufständischen den Fluss Salang, der die elektrischen Anlagen der Stadt Kabul treibt, umgeleitet haben, was in der Stadt grosse Schwierigkeiten verursacht.

## König Georg wieder schwerer krank

LONDON, 28. Dezember.

Der König scheint nach zehntägiger, langsamer Besserung einen erneuten Rückfall erlitten zu haben. Wenn auch noch kein Morgenbulletin veröffentlicht wurde, so zeigte man sich heute im Buckinghampalast wieder ernstlich besorgt. Der König soll sich noch immer weigern, Nahrung zu sich zu nehmen. Heute im Laufe des Tages wird eine eingehende Untersuchung durch mehrere Aerzte stattfinden.

Italiener-Zwischenfälle in aller Welt. Der Londoner „Daily Telegraph“ berichtet aus Sidney über häufige Zusammenstöße zwischen Italienern und Australiern in den Zuckerfeldern von

Nord-Queensland. Der letzte Zwischenfall war die Herabreissung des italienischen Wappens vom italienischen Vizekonsulat in Inisfall, die vom Vizekonsul als eine Beleidigung der italienischen Nation bezeichnet wurde.

## Bolivien wird rückfällig?

Neue Klage Paraguays

WASHINGTON, 27. Dezember.

Nachdem die Vermittlungsbestrebungen zum Stillstand gekommen sind, hat man abwartet, ob Bolivien und Paraguay den vor zwei Tagen hier ausgearbeiteten Protokollentwurf annehmen, berichtete die Gesandtschaft Paraguays heute Abend,

die Bolivianer hätten das Fort Vanguardia in dem umstrittenen Gebiet wieder besetzt, ihre Truppen 12 Meilen weiter in das Innere des Gebiets vorgeschoben und dadurch wieder eine sehr erste Lage geschaffen.

Die Gesandtschaft bemerkt, dieser Vorstoss sei ohne Gefechte vor sich gegangen. Die Bolivianer hätten Vorteil aus dem Befehl gezogen, den die Regierung Paraguays an ihre Truppen ausgegeben hatte, alle Feindseligkeiten einzustellen.

Die argentinische Regierung hat bis zur Beilegung des Streites zwischen Paraguay und Bolivien die Durchfuhr von Waffen nach Bolivien verboten.

## Neue Verhaftung in Paris

PARIS, 28. Dezember. (W. T. B.)

Der Untersuchungsrichter hat in der Angelegenheit der „Graselle du Franc“ den Direktor der Zeitung „Le Rumeur“, Anquetil, der von ihm vernommen worden war, nach dem Verhör verhaftet lassen. Gegen Anquetil wird die Anschuldigung des Betrugens, des Vertrauensmissbrauches und der Beihilfe zur Hehlerei erhoben.

Die Rache am Maschinengewehr. Das rätselhafte Verschwinden eines Maschinengewehrs von Bord des französischen Flugzeugmuttereschiffes „Béarn“ in Toulon, ist nunmehr dadurch aufgeklärt worden, dass ein Matrose im Verhör eingestanden hat, das Maschinengewehr über Bord geworfen zu haben, weil er keinen Urlaub erhalten habe, um seine kranke Mutter zu besuchen.

# Zahlungsbefehle der thüringischen Kirche

## Thüringen soll für die Launen seiner Duzdoz-Fürsten einstehen

WEIMAR, 28. Dezember.

Um die Verjährung ihrer Ansprüche zu unterbinden, hat die evangelische thüringische Landeskirche noch kurz vor Jahreschluss für einzelne Kirchengemeinden und für die Kirche einzelner früherer Gebiete etwa zwanzig Zahlungsbefehle gegen das Land Thüringen erlassen.

Es handelt sich dabei um einen Betrag von rund 500 000 Mark aus dem Jahre 1924. Nun ist allerdings in der vergangenen Woche vom Landtag ein Vergleich mit der Kirche auf vier Millionen Mark Staatsleistungen für die Jahre 1923/24 genehmigt worden. Damit haben die Zahlungsbefehle jedoch nichts zu tun; die Kirche verlangt vielmehr die Fortgewährung der uralten Rechte aus Erbsinnen, Naturalleistungen und Additionalgeldern, wie sie aus einer Laune der früheren Fürsten an einzelne Kirchen bei irgendwelchen Anlässen zugesprochen wurden.

Die Rechtmässigkeit solcher Ansprüche konnte bisher von der thüringischen Regierung nicht in allen Fällen anerkannt werden; ein erheblicher Teil der Leistungen wird vielmehr ohne Anerkennung einer Rechtspflicht fortgewährt. Die Kirche besteht aber auf ihren Rechtsansprüchen.

Über die wichtige Frage der Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, die in Thüringen bei der Vielgestaltigkeit der früheren Rechte besonders schwierig ist, hat die Regierung

eine Denkschrift ausgearbeitet, die Anfang Januar im Umfang von etwa 600 Druckseiten erscheinen wird.

## Held in Berlin

Der bayerische Ministerpräsident Dr. Held ist heute in Berlin angekommen, um mit den Reichsbehörden und mit preussischen Regierungsstellen zu gewissen Besprechungen zu kommen. In der Hauptsache dürfte es sich dabei neben den üblichen laufenden Klagen, mit denen Bayern dem Reich zusetzt, um die Reichsreform handeln. Ministerpräsident Held wurde heute vormittag vom Reichspräsidenten von Hindenburg empfangen.

## Schnelldienst

Der Ausschuss zur Vorbereitung der internationalen Abrüstungskonferenz ist auf den 14. April nach Genf zu einer neuen Tagung einberufen worden.

In Lüttich (Belgien) sind die Deutsche verhaftet worden. Die Lütticher mit Koblenz getrieben haben. Nach einer „Times“-Meldung ist der Generalrat für Reparations-

zahlungen, Parker Gilbert, am Mittwoch aus Paris in London eingetroffen und gestern nach New York weitergereist.

Aus Graz wird gemeldet, dass die gerichtliche Verfahren gegen den Grossindustriellen und Finanzier Dr. Viktor Wutte, den man den steirischen Stinnes nannte, eingestellt worden ist.

## Das kommunistische Landtagstheater

Nur 120 Abgeordnete anwesend

Präsident Bartels eröffnet die heutige Landtagssitzung um 1 1/2 Uhr. Das Haus ist nur schwach besetzt. Man zählt etwa 120 Abgeordnete. Im Gegensatz dazu weisen die Tribünen recht starken Besuch auf. Die Regierungspitze sind leer. Bei Eröffnung der Sitzung ruft Abg. Kubo (Natszo): „Der Stall ist ja noch leer!“ — Der Präsident gibt dann zahlreiche Urlaubsersuche und Entschuldigungen für die heutige Sitzung bekannt.

Deutschnationale Anträge, die sich gegen die Wiedereinführung der Weinsteuern wenden und Aufhebung der Immunität fordern, wenn ein Abgeordneter mit der Stellung des verantwortlichen Redakteurs schweren Missbrauch treibt, werden ohne Aussprache der Ausschussberatung überwiesen.

Abg. Schwenk (Komm.) beantragt darauf die Herbeirufung des Ministerpräsidenten. (Kulturminister Dr. Becker ist inzwischen im Saale erschienen.)

Der kommunistische Antrag wird gegen die Stimmen der Antirepublikaner, der Deutschnationalen und der Wirtschaftspartei unter Stimmenthaltung der Deutschen Volkspartei abgelehnt.

Auf der Tagesordnung steht als einziger Punkt der kommunistische Misstrauensantrag gegen das Staatsministerium, der mit der Haltung der Regierung in der Konkordatsfrage begründet ist.

Abg. Korff (Komm.) begründet den Misstrauensantrag. Während seiner Rede leert sich das Haus mehr und mehr, und die Aufmerksamkeit der wenigen Abgeordneten, die schliesslich im Plenum verblieben sind, wird immer geringer. Ab und zu unterbricht ein Zwischenruf den Redner, der sehr stark am Manuskript klebt.

## Ablehnung des Werftschiedspruches

Die Abstimmung der Wertarbeiter

BREMEN, 28. Dezember. (W. T. B.)

Die Urabstimmung über den Schiedspruch für die Werften ergab bei der Deschimg (A. G. Weser) und den Atlas-Werken ungefähr 3702 Stimmen mit nein und 370 mit ja. 10 Stimmen waren unglültig. In Bremerhaven wurden 1202 Stimmen mit nein und 77 mit ja abgegeben.

## Thielscher im Lustspielhaus

Die alljährlich fällige Rolle für Guido Thielscher ist unter dem Titel „Weekend im Paradies“ von den Herren Arnold und Bach pünktlich abgeliefert worden. Die nötigen Lorbeeren werden den Herren Textverfassern (ein durch Ehrlichkeit und Einfachheit bestrickender Brauch) im Programmheft gleich von Herrn Direktor Zickel selber gespendet! Der Kritiker kann also nur bescheiden hinzufügen, dass den Herren diesmal auffallend wenig eingefallen ist. Sie haben mit dem erforderten Vorher und Nachher den berühmten zweiten Akt von tausend Boulevardschwänken übernommen, jenen Akt im Absteigequartier, wo hinter alle möglichen Türen alle möglichen illegitimen Pärchen stecken und an dessen Schluss im selbigen „Residententheater“ Richard Alexander immer aus einer dieser Türen die eigene Gattin treten sah. Diesmal besorgt das also Thielscher. Er ist zu diesem Zweck Regierungsrat, das Absteigequartier ist ein Weekendhotel in der Nähe von Berlin, und er will „durchgreifen“, um Karriere zu machen. Natürlich trifft er dort seine sämtlichen Vorgesetzten an und macht, da sein Bericht sie alle sehr zu kompromittieren droht, ganz rasend Karriere. Der dritte Akt erhält auf diese Art sogar einen einigermaßen frischen Scherz: der rausgeworfene Bittsteller, der sich über den Regierungsrat bei der nächst höheren Instanz beschweren will, findet nach fünf Minuten immer wieder denselben Mann als höhere Instanz vor!

Abgesehen davon ist es ödes verstaubtes Handwerk. Aber der Thielscher hat seine Rolle wieder und das Publikum schreit schon aus Gewohnheit, wenn es ihn vor weitem sieht. Er schneidet sein Bäuchlein, er reißt sich die Hände, er schlenkert seine Beinechen in kühnen Kurven, und alles lacht — Falkenstein krächzt seinen wohlklingenden Unglücksraben, Heinrich Schrotz ist schneidig als angegrauter Lebemann. Die übrigen Mitwirkenden sind meist recht mässig, die Damen sogar meist unheimlich provinziell im Tonenrollen, Köpfdrehen, Augenblickklappen. Aber das Publikum — der Untheater die Wahrheit ist sehr zufrieden.

J. Bab.



## Der Störenfried VON LUDWIG VON PIETZ

Jeder musste zugeben, dass Buchwalds glücklich waren. Dieses Glück erschien in dieser Zeit der Zerrüttung des Familienlebens als völlig einwandfrei und unantastbar. Wenn die Frage: „Heiratet oder Nichtheiratet?“ erörtert wurde, sagte jeder: „Seht Buchwald! Und die Wage senkte sich zugunsten der Einrichtung der Ehe, welche viele leider heutzutage für eine veraltete halten. Ausser den beiden Beteiligten selbst genoss noch ein anderer als Dritter die Vorteile, die dieser gerühmte friedliche Heirat bot. Aber niemand darf jetzt etwas Böses vermuthen; dieser glückliche Heirat war Ernst Buchwalds Bruder, der Friedrich hiess.

Beide Brüder waren Beamte und da sie nicht ehelich waren, blieben sie in der Tiefe, wie sie es nannten, das heisst auf einer Stufe, auf der ihnen kein grosses Mass von Verantwortung zufiel, auf der sie dafür gerühmt und bescheiden, keine Führer, sondern, durch Vorschriften und Vorgesetzten sicher Gefährte, ihre Tage durchleben konnten. Sie stellten auch keine grossen Ansprüche an das Dasein. Ernst war zufrieden, dass das Lotteriespiel der Ehe günstig für ihn ausgefallen war und ihm eine bekömmliche und sehr bequeme Frau beschied. Kinder wünschte sich das Paar nicht. Was hat man von Kindern? Nichts als Mühe und Sorge. Und wann sind sie dankbar für alles Gute, das man für sie tut? Man hört schreckliche Beispiele von der Undankbarkeit der Jugend. Sie sah sich als die eigentliche Herrin der Welt an. Was waren die Eltern, die Alten? Trottel und Dummköpfe, Leute mit vollständig veralteten Anschauungen. Es war darum viel besser, wenn man kinderlos blieb. So reichte das Gehalt. Man konnte ein bekömmliches Leben führen, sass nach den abends acht Dienststunden vereint auf dem Sofa, rauchte die Zigarre oder Zigarette, trank wirrigen Kaffee und stellte den Lautsprecher des Rundfunks ein, der täglich die interessantesten Dinge mittheilt. Zumeist fand sich als Dritter im Bunde Bruder Friedrich ein. Er war genau so gemütlich wie seine Geschwister. Auch von ihm strahlte ein Dunstkreis von Behagen aus. Ganz vortrefflich stimmten diese drei zueinander.

Wenn es dem Menschen zu gut geht, darf er nicht übermütig werden. Den Dreien flatterte eine Einladung zu einem grossen öffentlichen Ball zu. Warum sollten sie sich nicht von ihren Sofas trennen und hingehen? Man hat so viel von der Leichtfertigkeit moderner Tanzvergnügen gehört, von der gewagten Bekleidung der Frauen, die so viel vom weiblichen Körper preisgab, dass sich vielleicht Götzenheil zu ehrlieher Ertrübung bot, von der Wildheit der neuen Tänze. Genug, die drei machten sich auf und fanden bald, dass es ein sehr lustiges Fest und vieles gar nicht so schlimm war, als sie erwartet hatten.

Auf diesem Ball nun erreichte auch Friedrich Buchwald sein Schicksal. Er lernte ein junges Fräulein kennen, das Ernst Schneiderei hiess und auch sonst nicht übel war. Sie gefiel ihm durch ihr frisches und bestimmtes Wesen ausnehmend. Zu seiner grossen Freude gewannen auch seine Geschwister den gleichen angenehmen Eindruck. Wie er mit ihnen das Nähere besprach, stand aber allen Entschlossenheiten entgegen die sichere Erwägung: „Ich habe es so gut bei euch, warum soll ich mich verheiraten. Unsern Dreibund darf ich nicht zerstören.“



Das war alles ganz richtig. Da junge glücklich verheiratete Frauen jedoch zumeist darauf bedacht sind, auch anders zu einem gleichen Glück zu verhelfen, stimmte Frau Clotilde Buchwald den Erwägungen ihres Schwagers durchaus nicht zu. „Wieso wirst du unseren Dreibund zerstören? Die junge Dame ist sympathisch und angenehm. Wir nehmen sie mit bei uns auf. Aus einem Dreibund wird auf diese Weise ein Vierbund.“

Hergangen liess sich beim besten Willen nichts einwenden. Da Friedrich in seine junge Tantein ausserordentlich verliebt war, verzichtete er auf Bedenken und Erwägungen, führte eine Aussprache mit ihr herbei und kam noch einige Male mit ihr zusammen. Als er sich davon überzeugt hatte, dass sie ihm mit jedem

Tage besser gefiel, verlobte er sich mit ihr und heiratete sie bald.

Nach der Hochzeit war jedoch eine ganz eigentümliche Wandlung bemerkbar. Bis dahin bildete sich Friedrich ein, dass er eine genau so bekömmliche und bequeme Frau haben würde wie sein Bruder sie besass. Diese seine Schwägerin galt bisher bei ihm als das Frauenideal, wie es in ihm lebte. So lange sie verlobt waren, schien ihm seine Braut, die mit dem Augen seiner Verliebtheit ansah, völlig diesem Ideal zu gleichen. Sie war gleichfalls verliebt in ihn und zerliess geradezu vor Weichheit und Zärtlichkeit und Hingebung. Das heisst, so lange sie eben verlobt waren. Sie sah in ihm einen Gott, so sehr war sie mit ihm in jeder Weise zufrieden.

Wie sie verheiratet waren, zeigte es sich aber sehr bald, dass Frau Emmy an ihrem Gatten sehr viel aussetzen fand. Schon auf der Hochzeitsreise meldeten sich die ersten Nögelein und Befehdungen. Friedrich war darüber sehr betreten, er hoffte jedoch auf einen guten Einfluss seiner Geschwister. Aufgenommen in den Vierbund würde Frau Emmy sehr bald sich in ihren Anschauungen und Wünschen denen der anderen drei anpassen. Diese Hoffnung erfüllte sich aber ganz und gar nicht. Mehr und mehr standen alte Gegensätze festumrissen und schiellos da. Der Eindringling fand dieses ganz Sofa-dasein mit Rundfunk und Kaffee einfach absehblich.

„Wozu lebt ihr denn eigentlich?“ sagte sie. „Unsere Zeit ist sicherlich nicht schön und strotzt von Ungerechtigkeiten, die der Dunkelheit der Erde vergiften. Aber sie hat immerhin das einzige Gute, sie zwingt die tätigen und tüchtigen Menschen sich zu rühren und bietet Entwicklungsmöglichkeiten, die man früher nicht kannte. Was tut ihr? Ihr sitzt auf erem Sofa und verfault.“

Dass derartige ungebührliche und geradezu demagogische Worte die anderen drei entsetzte,

wird jeder verstehen. Ernst Buchwald und seine Frau Clotilde erklärten feierlich, dass sie mit diesem Störenfried nichts mehr zu tun haben wollten. Friedrich Buchwald konnte eine gleiche Erklärung nicht abgeben, da er mit dem Störenfried ehelich verbunden und gesetzlich verpflichtet war, sich mit dem Eigenheiten seines Weibes nach Möglichkeit abzufinden, wenigstens diese Abfindung zu versuchen.

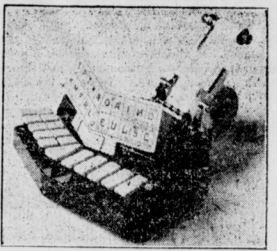
Das zu tun, wurde ihm anfangs ganz und nicht leicht, aber allmählich fand er, dass er sich mit seiner Gattin besser verstand, als er ursprünglich erwartet hatte. Dass es ihm fortan nicht mehr erlaubt wurde, „in der Tiefe“ zu bleiben, war klar. In Friedrich lebte aber auch durchaus ein Trieb vorwärts zu kommen, sich zu entwickeln, zu erheben. Das alles war nur auf dem geschwisterlichen Sofa eingeschlossen. Diesen Trieb weckte Frau Emmy wieder, und sie tat es nicht aus Leichtfertigkeit, sondern weil sie klar die Fähigkeiten ihres Mannes erkannte. Allen fiel sehr bald auf, wie sehr sich Friedrich verwandelt hatte. Während er früher jede Aufgabe, die Verantwortung und Mühe forderte, von sich abschob nach dem alten Grundsatz: Wer die Arbeit liebt, ist verrückt!, suchte er jetzt diese Aufgaben, wo sie sichtbar wurden. So kam es ganz von selbst, dass er durchaus nicht mehr in der Tiefe blieb, vielmehr aufwärts stieg. Sein Aufstieg erfolgte viel schneller, als er erwartet hatte. Immer stand ihm aber seine Frau zur Seite, hellend und rühmte ihm die Sorgen nach Möglichkeit beiseite schiebend. Das Haus hielt sie in guter Ordnung. Zugleich sorgte sie dafür, dass sie beide nicht allein blieben. Davon, dass es zweckmässig sei, kinderlos zu bleiben, wollte sie nicht viel wissen. Mochte die Nachkommenschaft zehnmal undankbar werden, man war nach ihrer Ansicht nun einmal da, für sie zu leben. So schenkte sie ihrem Gatten im Laufe der Jahre sieben Kinder, die sie mit allen Mitteln ihrer grossen Kattrakt vortrefflich erzog.

Als das Jüngste geboren wurde, stand Friedrich im Leben seines bedrängten Volkes bereits vor der Front, umgezogen zu einer Führernatur, auf die viele in Hoffnung und in Vertrauen blickten.

Was hat er nun von allen seinen Plagen?, sagten sich seine Geschwister, wenn sie bei Rundfunk und Kaffee auf dem Sofa zusammensassen. „Wer dankt es ihm? Wie gut könnte er es hier bei uns haben? Alles hat der schlimme Störenfried verschuldet.“

Aber Friedrich wusste sehr wohl, was er von seinen vielen Plagen hatte. Wenn er nach langen harten Arbeitstagen zu seiner Frau und zu seinen Kindern ging, war ein Leuchten in seinen Augen und er war durchaus damit zufrieden, dass in sein Leben der Störenfried gekommen war.

### Wer stenographiert noch mit der Hand?



Ein englischer Ingenieur hat eine Stenographiermaschine erfunden

# Felix will heiraten

## ROMAN VON EDUARD W. MAYBACH

[17. Fortsetzungs]

Copyright bei Gruner & Co., Berlin NW 6

[Nachdruck verboten]

Aber auf dem Polizeipräsidium konnte gar nichts geklärt werden. Es lag Haftbefehl und Steckbrief aus Eisenach vor. Die Personalbeschreibung passte. Auch die Adressenangabe: Innsbrucker Strasse 30, Berlin-Schöneberg, musste Felix als richtig zugeben.

Dagegen stritt er den ihm nach dem Steckbrief zur Last gelegten Eisenbahndiebstahl entzinst ab.

Der Kommissar auf dem Frankfurter Polizeipräsidium erklärte aber nur abscheuliche: „Ich habe zwar den besten Eindruck von Ihnen und halte Sie nicht für einen normalen Eisenbahnräuber. Aber gegen den Haftbefehl ist von hier aus nichts zu machen, und ich muss Sie nachher gleich nach Eisenach transportieren lassen.“

So wurde Felix, der immer noch verhältnismässig guten Mutes war, und die Sache bald geklärt zu sehen hoffte, unter starker Bedeckung nach Eisenach gebracht. Man glaubte nämlich, da man es mit einem Eisenbahndieb zu tun hatte, während der Fahrt in der Bahn, besonders vorsichtig sein zu müssen. Gauner dieser Art fühlen sich ja in einem Eisenbahnzug zu Hause und pflegen so die ungewöhnlichsten Wege zur Flucht ausfindig zu machen.

In Eisenach wurde Felix ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Seine Hoffnung, das Missverständnis noch am gleichen Abend beseitigt zu sehen und sofort nach dem unfreiwilligen Intermezzo weiterfahren zu können, ging allerdings nicht in Erfüllung. Der zuständige Untersuchungsrichter hatte das Amt bereits verlassen und die Vernehmung konnte erst am andern Vormittag stattfinden.

Wohl oder übel musste Felix auf der Pritsche seiner Gefängniszelle übernachten. Er war missgestimmt. Das war ein schlechter Nachklang auf die schönen Stunden in Karlsruhe. Besonders tat es ihm dabei leid, dass er nun seine energische Aussprache mit Tante Adelaide um volle 24 Stunden verschoben misse. Noch im Bett strich er sich immer wieder missgelaunt über seine Glatze, und mit wehmütigen Gedanken an Lia, die er nun erst wieder einen Tag später offiziell seine Braut würde nennen dürfen, schlief er ein.

Die Vernehmung am andern Morgen brachte ganz wieder das Erwarten des Inhaftierten alles weniger als eine Aufklärung, geschwehe denn, dass Felix durch sie die Freiheit zurückerhielt.

Der Untersuchungsrichter hatte sich entschlossen, gegen den Eisenbahnräuber mit un-nachsichtlicher Strenge vorzugehen. Die Be-raubung eines in der Schweiz stationierten schwedischen Gesandten auf einem deutschen Eisenbahnzug war eine hochpolitische Angelegenheit, so dass jeden Augenblick das auswärtige Amt in Berlin, beziehungsweise auf dessen Veranlassung hin, das Justizministerium mit der Sache befassten konnte.

Der Untersuchungsrichter eröffnete das Verhör: „Sie stehen in dem Verdacht, den schwe-

dischen Gesandten in Genf, Herrn J. P. Svenderson, auf der Fahrt von Berlin nach Eisenach in der Nacht vom Montag zum Dienstag dieser Woche herab zu haben.“

„Das bestreite ich“, sagte Felix ernstlich. „Bitte, wollen Sie mir einmal sagen, wann Sie von Berlin abgereist sind?“

„Am Montag abend.“

„Nun musste Felix genau den Zug beschreiben, sowie angeben, in welchem Abteil er sich aufgehalten hatte.“

Alles stimmte mit den Angaben in den Akten überein, bis auf die Frage des Abteils. Der Untersuchungsrichter kam zu dem Entschluss, dass der Delinquent zwei Plätze in dem Zug belegt hatte, nämlich einmal den Sitzplatz I. Klasse, gegenüber seinem Opfer, und dann den Schlafwagenplatz, um sich nach vollbrachter Tat als harmloser Schlafwagenreisender zurückziehen zu können.

„Mit welchem Reisezettel?“ fragte der Untersuchungsrichter weiter, „sind Sie von Berlin abgefahren?“

Statt einer Antwort fuhr Felix sich verlegen mit der Rechten über die Glatze, auf der eben wieder die ersten Schweißtröpfchen sichtbar wurden.

„Nun, phantasieren Sie sich doch ruhig etwas zurecht“, lud der Untersuchungsrichter ironisch ein. „Da Sie sich sowieso auf die Leugnen begeben, kommt es ja auf eine Unwahrheit mehr oder weniger gar nicht mehr an. Aber Sie können sich denken, dass Sie dann mindestens auch die doppelte Strafe bekommen.“

Felix war sich klar, wenn er jetzt der Wahrheit gemäss Karlsruhe als sein Reisezettel angab, dann auch Lia in die leidige Affäre hinein-gezogen würde. Das wäre ihm entsetzlich gewesen. Hatte er doch Stillschweigen über seinen Besuch gelobt. Und dann, war sein geheimer Besuch in Karlsruhe erst einmal in den Akten, so erfuhr ihn bestimmt auch, einerlei, auf welchem Wege, der Oberfinanzrat. Das aber durfte um keinen Preis in der Welt geschehen, mochte er deswegen auch ein oder zwei Tage länger in Untersuchungshaft gehalten werden.

So sagte er denn dem Untersuchungsrichter nur, er bedauere, aber über sein Reisezettel misse er die Aussage verweigern zu müssen.

„Schön“, wiederholte der Untersuchungsrichter, „darüber verweigern Sie die Aussage. Die Tat selbst leugnen Sie nach wie vor.“

„Aber ganz energisch, Herr Rat, und ich erkläre, dass es sich hier lediglich um eine Personenverwechslung handeln kann.“

„Das kann es nicht, wie ich Ihnen auf das allerbestimmteste versichern muss. Ich will mich vorläufig noch nicht über die genaue Identitätsbeweise anlassen, die hier in den Akten enthalten sind. Jedenfalls steht danach einwandfrei fest, dass Sie mit dem fraglichen Zug gereist sind. Ja, wenn Sie sich nun frei über Ihr Reisezettel aussprechen würden.“

„Nein, das kann ich nicht, Herr Rat.“

„Nun, dann müssen Sie eben sehen, wie weit Sie mit Ihrer Politik des Leugnens und Verheimlichens kommen.“

Damit erklärte der Untersuchungsrichter verärgert, die Vernehmung zu beenden, und liess Felix wieder abführen.

Das war also das Ende der sonst so glücklich verlaufenen Reise nach Karlsruhe. Felix sass im Untersuchungsgefängnis von Eisenach und wurde ganz normal als ein Verbrecher behandelt, für dessen Täterschaft und Schuld die Beweise klipp und klar vorlagen, verschärft nur noch durch die Tatsache, dass er hartnäckig leugnete.

Felix hockte auf seiner Pritsche, den Kopf tief in die Hände gestützt. Er trommelte mit den Fingern nervös auf seinem kahlen Haupte herum und grübelte. Er grübelte und grübelte und kam nicht vom Fleck. Auch jetzt wieder eine dunkle Ahnung, dass vielleicht doch nicht nur eine reine Personenverwechslung vorliege. Er dachte an die mysteriösen Einflüsterungen, auf die hin der Oberfinanzrat die sofortige Abreise seiner Tochter verfügt hatte. War da nicht ein undurchsichtiger Zusammenhang gegeben?

Passieren würde ihm ja nichts bei der ganzen Sache. Aber konnte es sich jetzt nicht Tag um Tag hinziehen, bis die behördlichen Recherchen soweit gediehen waren, dass er wieder auf freien Fuss gesetzt würde?

Peinlich, schrecklich peinlich war die Sache im Hinblick auf die beiden Frauen in Karlsruhe. Wenn Lia und Tante Martha wüssten, welch jähres Ende die Brautfahrt in die badische Hauptstadt gefunden hätte! Vielleicht warteten sie nun schon bald auf Nachricht von ihm...

Und was würde man in Berlin dazu sagen, wenn man von seinem Missgeschick erfuhre?

In der denkbar übelsten Stimmung rüstete Felix Schmidt so zu der zweiten Nacht auf der Pritsche.

In sein Herz war eine tiefe Sehnsucht eingezogen. War er unglücklich über diesen trübsüchtigen Zwischenfall, so war er noch weit unglücklicher darüber, dass seine Trennung von Lia nun immer wieder einen um den anderen Tag hinausgezogen wurde. Er konnte und konnte die Stunde nicht erwarten, da er sie wieder klipp und klar vorliegen sah und nach Karlsruhe zurückreisen konnte...

Nach langem Wägen fiel der unglückliche Mann endlich in einen unruhigen Schlummer.

### 13. Kapitel

#### Also doch ein Hochstapler

Otto Birkenbusch, Felix Schmidts Sozium, schüttelte ihn über das andere Mal den Kopf. „Plattierte ihm da ein Brief auf den Tisch, der aus Eisenach und aus dem Untersuchungsgefängnis stammte.“

(Fortsetzung folgt)